

DER FRIEDERIZIANER

Mitteilungsblatt der Vereinigung ehemaliger Schüler des

Nummer 9

Friedrichs-Gymnasiums zu Herford

Januar 1954

Grußwort an die Ehemaligen des Friedrichs-Gymnasiums

Am 7. November, am Tage der Einführung in mein Amt, hat mir der Herr Vorsitzende der Ehemaligen die Grüße derjenigen übermittelt, die früher einmal Schüler des Friedrichs-Gymnasiums gewesen sind. Diese Grüße erwidere ich hiermit aufs herzlichste. Selbst Schüler eines Fridericianums, das, wie das Herforder, in einer jahrhundertealten Tradition verwurzelt war, bin ich mir bewußt, daß es zum rechten Gedeihen einer Schule neben vielen anderen Dingen ganz besonders der engen Verbindung mit den Ehemaligen bedarf. Mag auch in erster Linie die gemeinsam erlebte Vergangenheit die Ehemaligen an die Schule binden, aus diesen Bindungen kann der Schule doch auch ein gut Teil neuer Kraft zufließen. Mit Freuden habe ich gelesen, daß sich die Vereinigung ehemaliger Fridericianer auch in ihren Satzungen vor der Pflege kameradschaftlicher Verbindung untereinander die Lebendigerhaltung des am Friedrichs-Gymnasium gepflegten humanistischen Bildungsgutes zum Ziel gesetzt hat. Diese Lebendigerhaltung ist doch das Entscheidende!

Das Friedrichs-Gymnasium hat die schwersten Stürme als Stätte humanistischer Bildung überdauert. Heute, da man nach dem Zusammenbruch aller menschlichen Illusionen nach wahrhaft bildenden Werten sucht, ist dem altsprachlichen Gymnasium, besonders in Nordrhein-Westfalen, erneut eine gewichtige Aufgabe zugewiesen. Das verpflichtet auch das Friedrichs-Gymnasium, sich inmitten des technischen Denkens und Forschens als Stätte geistiger Bildung zu behaupten, und zwar in dem Sinne, daß die von uns gehenden jungen Menschen erst recht in der Lage sind, sich mit den geistigen Strömungen der Gegenwart auseinanderzusetzen und tätige Mitglieder ihrer Gemeinde und ihres Vaterlandes zu werden. In Besinnung auf seine Herkunft möge das Friedrichs-Gymnasium immer ein Haus bleiben, das dem Herrn dient. Wie die Gründer und Träger unseres Gymnasiums glauben jedoch auch wir, in der Antike Wurzeln unserer Gesittung, unseres Denkens und überhaupt unseres Menschseins suchen zu sollen und an ihrer Sprache und ihrem Geist Kraft und Halt finden zu können zur Bildung und Formung wahren, seiner Grenzen sich bewußten Menschentums. Was kann unsere Jugend besser vor der Gefahr bewahren, in ein Untermenschentum abzusinken, als die kritisch wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den einzigartigen geistigen und künstlerischen Werten der Antike, und was mag

sie besser davor behüten, in die Hybris eines Übermenschentums zu verfallen, als die Teilnahme am geistigen Ringen attischer Tragödie und griechisch-römischer Philosophie? Und wer sich daran erinnert, daß in jener Welt auch die Spekulationen über die Physis und das mathematische Denken ihren Anfang genommen haben, dem wird es selbstverständlich sein, daß die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse des 19. und 20. Jahrhunderts nicht ausgeschlossen bleiben aus dem Bildungsgut des humanistischen Gymnasiums. Aber er wird sich auch der Grenzen unserer Erkenntnis und des eigentlich humanistischen Bildungswertes der Mathematik und der Naturwissenschaften bewußt bleiben.

Wenn wir so den jungen Menschen auf einen wesentlichen Bestandteil seines geistigen Ursprungs zurückschauen und sich daran bilden lassen, werden wir doch nicht dem Irrtum verfallen, ein unwahres Idealbild erstehen zu lassen oder gar junge Griechen und Römer aus unseren Jungen und Mädchen machen zu wollen: kein Volk war stolzer auf seine Eigenart als Griechen und Römer! Das dürfen wir uns in unserer Zeit getrost vor Augen halten, wenn wir unsere Schüler hineinführen in die Geisteswelt unseres eigenen Volkes. Wohl aber wird die von humanistischer Denkungsart durchdrungene Unterweisung in Deutsch und Geschichte, unterstützt durch die musische Erziehung und die neuen Sprachen, uns davor behüten, geistige Schranken um unser Denken zu errichten und den Weg eines falschen Nationalismus zu gehen. Vielmehr werden die jungen Seelen aufgetan und es wird ihnen ohne Rücksicht auf die wandelbare Stimmung der Zeit ein untrüglicher Maßstab für die Beurteilung geistiger Werte und politischer Handlung vermittelt werden.

Wenn das Gymnasium so in lebendiger Fortführung seiner Tradition und in ständiger Selbstprüfung und Kritik seine Schüler an Körper, Seele und Geist bildet und mit Impulsen fürs Leben ausrüstet, wird es seiner Aufgabe gerecht. Auf diesem Wege vermögen uns die Ehemaligen sehr viel Hilfe zu leisten. Wie wertvoll ist für uns ein reger Gedankenaustausch mit denen, die einstmal zu uns gehörten und sich auch heute noch ihrer alten Schule als Bildungsstätte für ihr Leben verbunden fühlen. Die Altschülerschaft möge die schützende Mauer bilden, hinter der das Gymnasium in der für das Gedeihen seiner Arbeit notwendigen Stille wirkt, sie soll aber auch die Kraftströme der fordernden Gegenwart in diese Schule hereinleiten.

So verbinde ich mit meinem Gruß die Bitte, eng zusammenzustehen zum Segen des heute wie ehemals jungen Friedrichs-Gymnasiums.

Brumberg

Die curia studentium Hervordensium

Dr. Wilhelm Holtschmidt

In einem alten Buche des Fraterhauses wird zum Jahre 1486 Meister Johann Vrymann als „Rector der scholen to Hervorden“ erwähnt, als seinen Nachfolger nennt Storch, der Verfasser der ersten Herforder Chronik, Meister Dirik Rademeker, „de itzund Studentenmeister is“.

Dies Wort „Studentenmeister“ läßt uns aufhorchen. Woher stammt es, was hat es zu bedeuten? Es führt uns auf den Studentenhof, die curia studentium Hervordensium. Und damit hat es folgende Bewandnis:

Hermann Dweg (Nanus) aus Herford, einer Patrizierfamilie der Neustadt entstammend, Sohn des Neustädter Ratsmannes Johann Dweg, erstieg in seiner geistlichen Laufbahn hohe Stufen und war sehr angesehen bei Papst Martin V. Er machte in seinem Todesjahr 1430 eine große Stiftung zum Besten seiner Vaterstadt und der Universität Köln. Sein Testament ist abgedruckt von Hölscher im Herforder Gymnasialprogramm von 1869, auch bei Biedermann, Altes und Neues von Schulsachen, Halle 1753. Beide Stiftungen sollten im Zusammenhange stehen, beide Lehr- und Erziehungsanstalten sein; zwölf Zöglinge, je zwei aus Herford, Köln, Lüttich, Breslau, Lübeck und Deventer sollten unter einem Rektor vier Jahre in Herford bleiben, dann nach Köln übersiedeln; wo sich in den genannten Städten keine passenden Zöglinge fänden, sollten sie auch anderswoher genommen werden können. Für Köln waren ausschließlich bestimmt das Studium der Theologie, des kanonischen und des Zivilrechts.

Seine Bibliothek vermachte Dweg der Münsterkirche in Herford. Aber dagegen erhoben sich Schwierigkeiten von seiten des Kollegiums zu Köln; die Bibliothek ist niemals nach Herford gekommen. Auch die Gelder, die Dweg für Herford bestimmt hatte, liefen nicht ein. Das reicher ausgestattete Kölner Kollegium bewirkte es, daß die Herforder Stiftung Dweg sich immer mehr beschränkt sah; es kamen noch andere Behelligungen hinzu, bei denen selbst päpstliche Kommissare sich gegen die das Kollegium schützende Stadt und Geistlichkeit aussprachen. Gegen das höhere Kollegium von Köln trat die Herforder Stiftung bedeutend zurück, sie hielt sich dann nur unter dem alten Namen als Nebenabteilung der Münsterschule. Aber in beschränktem Umfange ist die Stiftung doch an dem von Dweg bestimmten Platze ins Leben getreten und heißt curia studentium Hervordensium, Studentenhof, und dem Lokal haftete der Name noch an, seitdem die Einkünfte anderweitig verwendet wurden, bis weit ins folgende Jahrhundert hinein, wo die Zinsenverwalter als „Provisoren der armen Studenten zu Herford“ erscheinen. Ausdrücklich bestimmte Dweg testamentarisch, daß die Schule eingerichtet werde in seinem Hause, das der Mann seiner Schwester Hermann Joel jetzt bewohnte. Dies Haus war das äußerste in der von der Neustadt auf die Altstadt, und zwar in den abteilichen Bezirk „Freiheit“ führenden Häme-lingerstraße, unmittelbar am rechten Ufer der beide Stadtteile scheidenden Werre.

Die Herforder Nanischen Benefizien haben sich lange Zeit die willkürlichste Behandlung gefallen lassen müssen, erst seit 1857 ist eine ordnungsmäßige Verteilung wieder zustande gekommen.

Interessant ist nun, daß zwischen der Herforder Schule und Breslau eine Verbindung bestand, eben durch die Dwergsche Stiftung. Darüber berichtet Hölscher im Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens V, 2. Heft 1897, im Anschluß an einen Brief der Schule zu Herford an den Breslauer Rat vom 23. 1. 1521 über

die stattgefundene Reformation, den Pastor Lic. Konrad in Breslau im Archiv der Breslauer Stadtbibliothek entdeckt hat. Ein Schüler der Dwegerschen Anstalt war der Rektor zu Breslau Anton Pauß. Ihn hatte auf besondere Einladung der Rat der Stadt Breslau mit einem Schreiben vom 28. Juni 1510 nach Herford geschickt. Pauß blieb vier Jahre in Herford, dann ging er in das Kollegium zu Köln und wurde hier Baccalaureus und Magister. 1520 kehrte er zurück und wurde vom Rat der Stadt Breslau als Rektor angestellt; in seiner alten Schule verwertete er das, was er in Herford gelernt hatte.

Matthäus Daniel Pöppelmann

Dieter Honisch

Wenn wir uns hier mit einem so bedeutenden Künstler wie Matthäus Daniel Pöppelmann beschäftigen dürfen, so geschieht das sicher nicht in erster Linie aus dem unbedingten Wunsch heraus, seine Leistung kennenzulernen, sondern weil man annimmt, daß er unsere Schule besucht hat. Leider bedarf es oft einer solchen Kontaktstelle, um den Funken zwischen einem großen schöpferischen Menschen und uns, die wir uns immer mehr in bestimmte Fachgebiete einkapseln, springen zu lassen. Nehmen wir aber diese Brücke um so dankbarer an, als uns die der unmittelbaren Anschauung teils durch die Zerstörungen des Krieges, teils durch die heutige politische Lage nicht mehr gegeben ist.

Da der Umfang des Aufsatzes notwendig beschränkt sein muß, werde ich ausführlicher nur auf die Beziehungen Pöppelmanns zur Stadt Herford und auf seine größte Schöpfung, den Dresdner Zwinger, eingehen, von dem Pinder sagte, er sei als Architektur um ihrer willen nur mit den Türmen der gotischen Kathedralen zu vergleichen.

Wir wissen noch nicht lange, daß Pöppelmann in Herford geboren ist. Noch 1889 schrieb ein guter Kenner des Barock (Anm. 1): „M. D. Pöppelmann geb. zu Dresden 1662, gest. daselbst 1736.“ Erst vor wenigen Jahrzehnten fand der Pöppelmannforscher Dr. Alfred Döring in einem Hofbuche des Dresdner Schlosses die Bemerkung: „M. D. Pöppelmann, gebürtig von Herfurth in Westphalen ... 1686 nach Hofe gekommen.“ Döring war es auch, der Pöppelmanns Totenurkunde entdeckte: „Herr Matthey Daniel Pöppelmann, Königl. Ober-Landbaumeister und Geh. Camerier, gestorben in Dresden an Alter und Verzehrung, den 17. Januar (1736) ... ist alt worden 73 Jahr 8 Monath 2 Wochen.“ Aus diesem Hinweis ergab sich erst das Geburtsdatum, das sonst nicht überliefert war, um den 3. Mai 1662.

Daß Pöppelmann unsere Schule besucht hat, glaubt man der Tatsache entnehmen zu dürfen, daß er einem alten Herforder Bürgergeschlecht entstammte. Prof. Böckelmann stellte für Döring Nachforschungen an, bei denen er Urkunden fand, die zwischen 1561 und 1675 von verschiedenen Pöppelmanns unterzeichnet worden sind. 1585 und 1592 war ein Daniel Pöppelmann Bürgermeister der Neustadt und besaß 1618 ein Haus

in der Höckerstraße. (Anm. 2): Es ist zwar anzunehmen, daß ein so einflußreiches Geschlecht seine Nachkommen auf dem Friedrichs-Gymnasium erziehen ließ, doch ist eine Schülerschaft Pöppelmanns urkundlich nicht gesichert.

Man könnte vielleicht noch fragen, ob sich schon bei den Herforder Pöppelmanns irgendwelche künstlerischen Ambitionen bemerkbar machten. Wir haben ein Anzeichen dafür, das jedoch auf verschiedene Weise gedeutet worden ist. Die Rückseite des Hauptaltares der Herforder Marienkirche weist dreimal den Namen Daniel Pöppelmann auf und zwar um 1594. Auf der einen Seite hält man den Altar nur für eine Stiftung (Anm. 3), auf der anderen Seite für eine eigene Schöpfung des Daniel Pöppelmann (Anm. 4).

Ueber die Jugend des Matthäus Daniel Pöppelmann wissen wir fast nichts. Wahrscheinlich befand er sich nach seiner Schulausbildung auf der Wanderschaft, die ihn wohl auch nach dem nahen Holland führte. Mit 24 Jahren kam er nach Dresden. Was ihn dorthin trieb ist nicht bekannt. Vielleicht war es die Kunde, daß die Stadt, die durch einen Brand verwüstet worden war, und in der die Pest gewüthet hatte, jungen Architekten eine lohnende Beschäftigung bot. Vielleicht war es der Name Wolf Caspar von Klengel, der sein Lehrmeister wurde. Klengel zeigte in seinen Wiederaufbauplänen der Stadt Dresden schon einen starken Zug zur Regelmäßigkeit. Seine Bauweise hatten Italien und die Niederlande beeinflußt. Als er starb, war Pöppelmann, der inzwischen als 30jähriger geheiratet hatte, Baucondukteur (Anm. 5). Das Erbe Klengels übernahm Conrad Dietze, dessen Entwürfe zum Neubau des Schlosses Beachtung verdienen. 1704 verunglückte er bei einem Scheunenbrand. August der Starke, der nach dem Tode seines Bruders die Regierung übernommen hatte, übertrug Pöppelmann die verwaiste Stelle des Landesbaumeisters. Selten hatte ein deutscher Künstler das Glück, einen solchen Gönner zu finden, wie es August für Pöppelmann war. August sah in seiner oft etwas übersteigerten Phantasie Dresden „im Geiste einer neuen Zeit“ entstehen. Wenn ihm auch das Talent fehlte, diese Vision Gestalt werden zu lassen, so verstand er es aber, die Künstler um sich zu versammeln, die es vermochten.

Pöppelmann war nun als Landesbaumeister der entscheidende Mann in allen Fragen des Bauwesens geworden. Doch war er wegen seiner zuerst schlechten Besoldung gezwungen, als Privatarchitekt zu arbeiten. Auf diese Weise kam der gesamte „barocke Bürgerhausbau“ Dresdens unter seinen Einfluß, der sich weit über seinen eigentlichen Wirkungsbereich erstreckte.

Seine umfangreichsten Planungen waren die Entwürfe zum Neubau des Dresdner Schlosses und für die königliche Residenz in Warschau. Von ihnen ist „nur“ der Dresdner Zwinger ausgeführt worden. Pöppelmann wurde vom König auf Reisen geschickt, um diese Pläne mit ausländischen Baumeistern durchzusprechen. In Wien traf er mit dem berühmten Lucas von Hildebrandt zusammen, dessen Orangerien am Schönbornschen Schloß er manche Anregung verdankte. Hildebrandt wies

Pöppelmann wahrscheinlich an seinen alten Lehrer, den greisen Architekten des Vatikans, Carlo Fontana. In Rom gewann er wohl die stärksten Eindrücke. Er studierte die Renn- und Kampfbahnen, sah viele Paläste und die herrlichen römischen Villen mit ihren Gärten und Wasserkünsten. Auf dieser Reise gewann der Zwinger seine endgültige Gestalt. Pöppelmann bezeichnete ihn in seinem Stichwerk selbst als „Römische Schauburg“. 1713 heiratete Pöppelmann nach dem Tode seiner ersten Frau zum zweiten Male. Er arbeitete ununterbrochen. Neben dem Flemmingschen, dem Holländischen, dem Japanischen Palais, dem Jagdschloß Moritzburg und den Schlössern Pillnitz und Grosedlitz baute er auch einige Kirchen, von denen nur die Kirche zu Dresden-Friedrichstadt, die später seine letzte Ruhestätte wurde, erwähnt sei. Sie weist im Gegensatz zu den damals modernen Zentralbauten ein konservatives Langhaus auf und entspricht überhaupt innerlich und äußerlich dem Typus einer Dorfkirche. Sie gehört sicherlich zu den schwächsten Leistungen Pöppelmanns.

Im Zusammenhang mit den Kirchenbauten wurde häufig seine Religionszugehörigkeit erörtert. So gibt Gurlitt in seinem Buch: „August der Starke“ an, daß Pöppelmann als Protestant geboren, aber als Katholik gestorben sei. Nach Döring soll jedoch aus den Nachlaßakten, dem Testament und den Eintragungen in das Totenbuch der Friedrichstädter Kirche unzweideutig hervorgehen, daß Pöppelmann bis an sein Ende Protestant geblieben ist. So interessant es auch wäre die Frage zu erörtern, in welchem Maße die Glaubenshaltung Einfluß auf das Schaffen eines Künstlers hat, können wir hier nicht dabei verweilen.

1714 erhielt Pöppelmann das Bürgerrecht der Stadt Dresden. Aus dieser Zeit stammt die Nachricht, Pöppelmann altere von Tag zu Tag mehr. Seine Gesundheit war durch die Fülle der Arbeit und die vielen Angriffe, denen er auf Grund seiner exponierten Stellung ausgesetzt war, schwer erschüttert. Trotzdem ging er schon ein Jahr später nach Frankreich. Die neuen Schloßpläne verrieten deutlich seine Versailler Eindrücke. Im Kampf um die Verwirklichung dieser Pläne verzehrte er sich völlig. August ernannte ihn 1718 zum Oberlandbaumeister, und gab ihm dadurch eine größere Selbständigkeit gegenüber den Ministern. Doch sein Gesundheitszustand zwang ihn bald, sich einer Kur zu unterziehen. Sein Körper verfiel mehr und mehr. Er war ein gebrochener Mann. Der Ruhm seiner Künstlerschaft aber hatte sich rasch verbreitet. 1730 bat ihn der König von Preußen nach Berlin zu kommen, um den Riß der neuen Peterskirche zu prüfen. Befriedigt kehrte Pöppelmann zurück. Sein letztes Werk war das Königliche Kanzleihaus, in dem er sich zu monumentaler Einfachheit steigerte.

Der Dresdner Zwinger blieb jedoch wie kein anderes seiner Bauwerke für immer mit seinem Namen verbunden. Er hatte seinen Ursprung in einer 1709 begonnenen Orangerie, wie sie damals an den Fürstenhöfen üblich war. Erst 1711, nach der Italienreise, entstand der Plan, die Orangerie zu einem arkadenumsäumten Festplatz zu erweitern. Der Name „Zwinger“ hat, wie es oft irrtümlich angenommen wird, mit einem Bärenzwinger nichts gemein. An der Stelle des Waldpavillons (s. Grundriß), lag

früher ein Garten, den man allgemein als „Zwingergarten“ bezeichnete. Er befand sich zwischen der äußeren und der inneren Umwallung. Dieser Raum wurde im 16. und 17. Jahrhundert „Zwinger“ genannt.

Die „Vorlage“ zum Zwinger finden wir in einem Stich Fontanas, den Pöppelmann gekannt hat. Er stellt eine Kampfbahn auf dem Marsfelde dar, die aus einem Rechteck besteht, an dessen Schmalseiten Halbbögen angesetzt und dessen Längstseitenmitten von je einem Tor durchbrochen sind.

Während man zu Anfang den Zwinger als Teil der gesamten Schloßanlage sah, ließ August 1718 diesen Gedanken fallen. Der Zwinger wurde als selbständiger Bau fortgeführt.

Die Zwingeranlage besteht aus einem großen quadratischen Hof, der sich auf zwei Seiten hufeisenförmig erweitert. Er ist von geschlossenen Bogenhallen umgeben, aus denen sich sechs pavillonartige Bauten erheben, je ein im Grundriß querovaler im Scheitel und je zwei rechteckige an den Ansatzstellen der Hufeisen. In der Mitte der zum Stadtgraben gelegenen Seite erhebt sich das Kronentor, dem auf der anderen Seite ein Kaskadenturm entsprechen sollte. Leider ist diese Seite nicht ausgeführt worden. Sie wurde erst 1846 durch die erdrückende Gemäldegalerie Sempers geschlossen.

Die Plastik und Ornamentik, die ja einen Wesensbestandteil der Barockarchitektur darstellt, wurde von dem bayrischen Bildhauer Balthasar Permoser ausgeführt, der sich mit Pöppelmann wunderbar ergänzte. Permosers Hermen am Waldpavillon kann man, obwohl sie ganz anderer Art sind, ebenbürtig neben Schlüters Architekturplastik am Berliner Schloß stellen. Es ließen sich überhaupt manche Parallelen zwischen Berlin und Dresden aufweisen. So z. B. an der künstlerisch reifsten Leistung Pöppelmanns, dem Waldpavillon, dessen durchaus plastische Auffassung an das Lustgartenportal Schlüters erinnert. Die Verwandtschaft geht bis in die Motive hinein und führt weit von der flächigen Bauweise Hildebrandts fort. Tiefschattende Toröffnungen werden von gleichgeformten Fenstern überlagert. Gewinde und Fruchtkränze, Voluten- und Kartuschenwerk scheinen das, was an Mauerkern bleibt, aufzulösen. Die so entstehende Bewegtheit, die die wilde Kraft von Permosers Gestalten noch steigert, wird durch die straffe Gliederung gebändigt und erhält durch sie etwas Leichtes und Anmutiges. Die Stimmung, die der Zwinger auf den sich öffnenden Betrachter ausströmt, ist vielleicht nur der Wirkung vergleichbar, die von mozartscher Musik ausgeht.

Am 14. Februar 1945 sank dieses Meisterwerk des deutschen Spätbarocks in Trümmer. Dresden, einstmals ein Kulturzentrum, wurde zur Einöde. Den Menschen aber, die die Katastrophe überlebt haben, gebührt unser tiefster Dank. Sie, die nicht einmal ein Dach über dem Kopf hatten, die an Hunger litten, begannen den Zwinger wieder aufzubauen.

So wird der Zwinger zu Dresden wieder erstehen. Er wird uns erinnern an seinen Schöpfer und an die, die inmitten von geistiger Unterdrückung für das Geistige Zeugnis ablegten.

Ann. 1. Cornelius Gurlitt: Geschichte des Barockstils und des Rokoko in Deutschland.

Ann. 2. Hierbei wird sicher folgendes von Interesse sein: Wie jedermann weiß, droht das Pöppelmannhaus zu zerfallen. Das Land wäre bereit, Mittel zu seiner Erhaltung zur Verfügung zu stellen unter der Bedingung, daß es in städtischen Besitz übergeht. Der jetzige Eigentümer fordert jedoch einen ungewöhnlich hohen Preis. Hoffentlich findet man eine „geschäftlich zufriedenstellende Lösung“, bevor das Haus restlos zusammenfällt.

Ann. 3. Dr. Kornfeld: Pöppelmann, Aufsatz in der Rhein.-Westf. Zeitung 1933, Nr. 475.

Ann. 4. Dr. Döring: M. D. Pöppelmann, der Meister des Dresdner Zwingers, 1930, Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden.

Ann. 5. Diese Kondukteurs wurden erst angestellt, nachdem sie einige Jahre als Hilfskräfte im Oberbauamt tätig gewesen waren.

Bericht aus Brasilien

Vor 24 Jahren — Ende 1929 — wanderte ich nach Brasilien aus. Viel hat sich geändert in meinem Leben. Heute duftet, lockt, lärmt und tobt die Welt der Tropen rings um mich. Die Mark und vieles andere ist längst kein Begriff mehr. Wir haben gelernt, mit fremden Währungen zu rechnen — und zu sparen. Wir wissen aber auch was Heimweh ist.

Viele möchten es uns nach- und gleichtun. Haben sie recht mit ihrem Wunsche? Jeder drüben sollte eines wissen: man hört im allgemeinen nur von denen, die es geschafft haben, die sich hier durchsetzten. Der Auswanderer, der drüben einen vielbeneideten Abschied nahm, schreibt nicht gerne zurück, daß es ihm schlecht geht. Leicht verwandelt die Phantasie Blockhäuser in Villen. Die leichten Zeiten sind hier vorbei. Jeder Ausländer muß hart und bei stärkster Konkurrenz arbeiten, um sich durchzusetzen. Es wird ihm hier nichts geschenkt.

Man sagt oft, daß die Landsleute, die schon länger hier leben, oft kein Verständnis für die „Neuen“ haben. Das ist falsch! Persönlich könnte ich Dutzende von Fällen aufzählen, in denen ich mich für Landsleute eingesetzt habe und nur Undank und Scherereien erntete. Man wird hart in den Tropen, muß es werden, wenn man nicht in der Gosse landen will. Leider findet man in dieser Situation viele Europäer hier. Das nur zur Einführung.

Es wird vielleicht interessieren, wie ich persönlich in Brasilien durch den Krieg und die Nachkriegszeit kam. Um es gleich vorweg zu sagen: schlecht! Und daß ich alles so einigermaßen überstand, verdanke ich zu 90 Prozent meiner Frau. Ich möchte nochmals ganz besonders betonen, daß es nicht allen ging wie mir; denn die Behandlung war in jedem Staate der Republik verschieden.

Ich arbeitete bei Kriegsbeginn in einer Textilfabrik im Norden des Landes, im Staate Paraiba do Norte zusammen mit ungefähr 50 Landsleuten, von denen 40 sofort in ein Lager kamen. Unter den restlichen 10, die als „Berater“ im Betriebe blieben, befand auch ich mich. Wir wurden vom ersten Tage an durch ein Kontingent des Heeres „beschützt“. D. h. auf jeden von uns kamen rund 20 Soldaten zur Bewachung. Wir wurden

zu Hause abgeholt und wieder hingebacht. In der Fabrik ließ man uns nicht eine Minute allein. Wir durften als Spezialisten „Ratschläge“ geben, aber bei Gott keine Anordnungen treffen. Ging's gut, tat man uns nichts; ging's schief, da man unsere Ratschläge nicht befolgt hatte, waren wir die Verantwortlichen. Unsere Häuser waren umstellt von Posten. Ab 5 Uhr durfte kein Fenster mehr geöffnet werden. Nicht eine Stecknadel kam ins Haus ohne Kontrolle. Und diese Schikanen nicht nur für uns, sondern auch für unsere Frauen, die Brasilianerinnen sind. Das ging so lange gut, bis meiner Frau — als der Posten auch dabei sein wollte, wie sie bei der Schneiderin ein Kleid anprobieren mußte — der Hut hochging und sie sich beim Generalkommando in Recife beschwerte. Daraufhin wurden für unsere brasilianischen Frauen Sonderbestimmungen mit gewissen Erleichterungen erlassen. Ich persönlich habe mehrere Male meine Versetzung ins Lager beantragt, um allen Weiterungen aus dem Wege zu gehen. Leider — sage ich heute noch — umsonst, da mir ein Prozeß wegen Sabotage angedroht wurde, weil unser Betrieb kriegswichtig war.

Dieses Leben haben wir dann schlecht und recht die Jahre durchgehalten. An Einzelheiten könnte man Bände schreiben. Ich hatte z. B. einen Kollegen, der schon Söhne beim brasilianischen Heere hatte; diese Söhne bewachten treu und brav ihren Vater. In der Nähe der Fabrik wurde ein Flieger abgeschossen — wahrscheinlich durch ein U-Boot; das hatten wir dann verbrochen und wir hatten dem U-Boot auch noch Betriebsstoff geliefert! Es landeten Schiffbrüchige von einem torpedierten Dampfer in der Nähe. Das waren dann wieder wir, die diesen Dampfer versenkt hatten. Alles dies zog dann natürlich Folgen nach sich, die hier besser nicht erwähnt werden.

Dann kam das Ende des Krieges. Das Militär wurde langsam abgezogen. Im August 1945 kamen die ersten demokratischen Wahlen nach der Diktatur Vargas. Da waren wir wieder der Amboß, auf den mit Vorschlaghämmern gehauen wurde mit dem Erfolg, daß man uns unsere Häuser ansteckte und wir nur das nackte Leben retteten; und das nach 16 Jahren mühsamer Arbeit in Brasilien. Danach gelang es uns einem nach dem anderen, den gastlichen Norden zu verlassen, als man Ersatzleute für uns schickte. Leicht war das auch dann noch nicht. Aber es gelang mir. Mit 45 Jahren durfte ich dann mein Leben nochmal von vorne anfangen. Denn irgendeine Entschädigung für meine Verluste habe ich bis heute noch nicht erhalten; unter uns habe ich diese evtl. Entschädigung längst auf Verlustkonto verbucht und weiß, daß ich niemals auch nur einen Heller erhalten werde.

Leicht war dann der Anfang in Rio nicht. Aber auch das zweite Mal hat der liebe Gott einen alten Deutschen nicht verlassen, und heute habe ich den Verlust und die schlimme Zeit, wenn auch nicht vergessen, so doch zum großen Teil verschmerzt; denn wie immer im Leben vergißt man das Unangenehme schnell, und im Gedächtnis bleibt nur das Angenehme haften. Ein Beispiel dafür: mein Nachbar war ein Portugiese, der mich jeden Abend auf Schleichwegen in sein Haus holte trotz Posten usw., um mit mir die Nachrichten am Radio zu hören; unser Elektriker verteilte

dann jeden Morgen früh den Nachrichtendienst trotz aller Wachen. Wie gesagt: man vergißt das Unangenehme schnell.

Heute sind die deutschen Facharbeiter — ich bin auch einer, da ich an einer hiesigen Fachschule verschiedene Examina gemacht habe und somit den Brasilianern gleichgestellt bin vor dem Gesetz — wieder sehr geschätzt und gut bezahlt. Bedingungen sind dabei außer Fachkenntnissen mindestens drei Sprachen. Portugiesisch als Landessprache, Englisch und Deutsch. Was also während des Krieges war, ist vergessen auf beiden Seiten. Wir gehen unserer Arbeit nach, halten die Gesetze unseres Gastlandes in Ehren, und tun unser möglichstes, um unserer Heimat wieder zu dem Ansehen zu verhelfen, das sie in normalen Zeiten hatte.

Wir feiern in der Kolonie schon wieder Feste und freuen uns, wenn diese von brasilianischen Autoritäten besucht werden. Nur eines vergessen wir nicht: unsere liebe alte Heimat, und wenn Weihnachten oder ein anderes deutsches Fest gefeiert wird, setze ich persönlich mich meistens für eine Zeitlang still in eine Ecke und denke an Deutschland, an die schönste Zeit eines jeden Jungen, nämlich die Penne, und an die alten Pauker wie Deppe, Köttel Fritz usw. und an die lieben Verwandten und Freunde drüben und bekämpfe ein leicht aufkommendes Heimweh mit einer starken Dosis Whisky, ohne mich dessen zu schämen.

Carlos Stodt,
Rio de Janeiro

Chronik

Pickertessen

Zum Pickertessen am 23. 9. 1953 hatte sich eine erfreulich große Anzahl Ehemaliger bei Mutter Rieso eingefunden. Alle Anwesenden zeigten einen bemerkenswerten Appetit, und in erstaunlich kurzer Zeit, waren die reichlich servierten Erzeugnisse westfälischer Backkunst verzehrt. Der neue Direktor der Schule, Oberstudiendirektor Karl Brumberg, sprach einige humorvolle Begrüßungsworte. Herr C. H. Huchzermeyer hielt über das Thema „Pickert“ einen launigen Vortrag, der den Vorzug hatte, vielen etwas beizubringen, was man in der Schule ihnen beizubringen vergessen hatte. Man nutzte auch die Gelegenheit, Vorschläge an den Vorstand heranzutragen. So regte Herr Dr. Budde an, verstorbenen ehemaligen Mitschülern Nachrufe im „Friederizianer“ zu widmen, eine Anregung, die der Schriftleiter gern aufnahm. wobei er sich aber doch leise über die fast gänzlich fehlende Mitarbeit der Ehemaligen an ihrem Blättchen beklagte. Herr Weinberg sen. verlas einige lustige Anekdoten aus der Schulzeit in Versen. Der Abend verlief heiter und fröhlich bei Bier und markigem Gesang.

Neuer Hausmeister

Zum Nachfolger des unvergeßlichen Hausmeisters Fritz Reinecke, kurz „Mister“ genannt, bestimmte die Stadtverwaltung Herrn Willy Rixe,

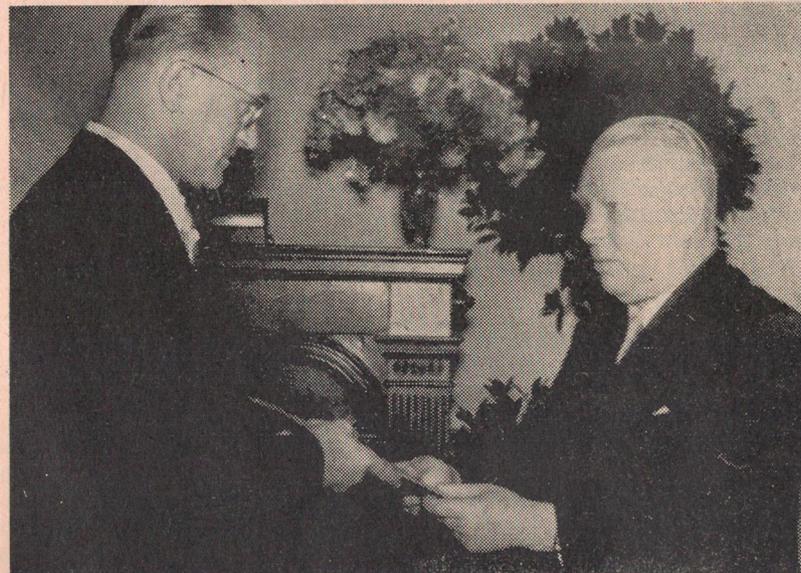
gebürtig aus Stedefreund. Herr Rixe ist gelernter Dreher, diente bei den 58ern in Herford und steht jetzt im 38. Lebensjahr. Mit den Schülern kommt er gut aus, wacht aber sehr energisch darüber, daß nicht halblange Jünglinge abends auf „seinem“ Schulplatz herumtoben. Wir wünschen Herrn Rixe eine erfolgreiche und erfreuliche Wirksamkeit an unserer Penne.

Neuer Anstrich des Schulgebäudes

Die alte Penne erstrahlt in einem neuen Anstrich. Der gewählte hellbeige Farbton (auch der ehemals grüne Anbau ist jetzt hell gestrichen) gibt dem Gebäude ein freundliches Aussehen. Die Arbeiten zogen sich durch den September und Oktober hin. Es waren, die Turnhalle eingerechnet, über 2000 qm zu streichen.

Feierliche Amtseinführung des neuen Direktors

In einer Feierstunde am 7. 11. 1953, zu der sich Vertreter der Schulgemeinde, der Stadtverwaltung, des Rates, der Geistlichkeit und der Vereinigung Ehemaliger in der Aula versammelt hatten, wurde Ober-



studiendirektor Brumberg durch Oberschulrat Korn vom Schulkollegium in Münster offiziell in sein Amt eingeführt. Oberbürgermeister Höcker überreichte mit herzlichen Glückwünschen die Ernennungsurkunde. Zahlreiche Männer des öffentlichen Lebens hielten Begrüßungsansprachen. Oberstudiendirektor Brumberg, der 48. Leiter der Schule seit 1540, bezeichnete Luther und Friedrich den Großen als geistige Gründer des Friedrichs-Gymnasiums. Er bekannte sich zum Erziehungsideal des Hu-

manismus, zu Toleranz und echter kultureller Tradition. Chor- und Orgelmusik umrahmten die Feier.

Mitgliederversammlung und Kohlessen

Für den 5. 12. hatte die Vereinigung ihre Mitglieder zu einem schon traditionellen Kohlessen und zur diesjährigen Mitgliederversammlung ins Deutsche Haus nach Lippinghausen eingeladen. Die Teilnahme von 57 Ehemaligen — immerhin fast das Doppelte der letzten Mitgliederversammlung — gab den Befürchtungen derer recht, die meinten, 2 Veranstaltungen dieser Art (Pickertessen und Kohlessen) in dichter Reihenfolge seien etwas viel.

Nun, immerhin war der Saal gut besetzt, als der 1. Vorsitzende kurz vor 20 Uhr die Erschienenen begrüßte und mit einer kleinen Programmänderung das Kohlessen vorwegnahm. Nach seinem reibungslosen Verlauf erbauten wir uns an Richard Fricke's „Kohllied“, das er eigens zu diesem Fest geschrieben hatte. Wir haben alle 19 Strophen gesungen und es dauerte, wie von Fricke erprobt, wirklich nur 7 Minuten. Anschließend gab der 1. Vorsitzende bekannt, daß die Vereinigung ihren Mitgliedern in der russischen Zone ein Paket geschickt hat und las deren Dankschreiben vor.

Die Mitgliederversammlung wurde 20.15 Uhr eröffnet. Zunächst wurden die aus der Anlage ersichtlichen geringfügigen Satzungsänderungen beschlossen. Der vom Schriftführer erstattete Tätigkeitsbericht gab einen Ueberblick über die Veranstaltungen des letzten Jahres, über die im einzelnen in den Mitteilungsblättern berichtet ist, und über die Tätigkeit des Vorstandes. Den Kassenbericht erstattete der kommissarische Kassierer Georg Boecker. — Infolge der plötzlichen Erkrankung des bisherigen war es im Oktober notwendig geworden, einen neuen Kassierer zu berufen. — Er wies folgendes aus:

Bestände am 25. 11. 1953	Ausgaben im Jahr 1953
bei Kassenprüfung:	Gymnasium 500,—
Postscheckkonto 989,24	Zuschuß für Oberprimaner 50,—
Stadtparkasse 594,81	Aktenschrank
Kassenbestand 97,51	für Schriftführer 186,—
	Gema 67,20
Beitragseingänge	Ostzonenpakete 64,50
im Jahre 1953	Porto 150,92
auf Postscheckkonto 1125,—	Bürobedarf 213,45
auf Stadtparkasse 363,—	Telefonspesen 83,15
in bar 672,—	Adremaplatten 22,86
	versch. Unkosten 71,55
	1409,63
Beitragsrückstände	
für 1953 416,—	

Herr Fritz Kräbber berichtete über die Kassenprüfung, die er gemeinsam mit Gerhard Niebaum durchgeführt hatte.

Nachdem der Vorstand in seiner Gesamtheit zurückgetreten war, wurde ihm auf Antrag von Heinrich Lindenstromberg Entlastung erteilt. Herr Oberstudiendirektor Dr. Holtschmidt, der inzwischen den Vorsitz übernommen hatte, hob in mitreißenden Worten die Verdienste des 1. Vorsitzenden hervor. Er wies darauf hin, daß schon seit den Zeiten von Denecke die Vereinigung der Ehemaligen mehr oder weniger stark ein Sorgenkind der Schule gewesen sei. Wenn das heute nicht mehr der Fall sei, so gebühre dem 1. Vorsitzenden dafür Dank, den die Versammlung am besten dadurch zum Ausdruck bringe, daß sie ihn wiederwähle. Seinen Antrag, Hermann Lümekemann wiederzuwählen, nahm die Versammlung einstimmig an. Als 2. Vorsitzender wurde Robert Niediek ebenfalls einstimmig wiedergewählt. Unter dem Eindruck dieser Kundgebung nahm er die Wahl an, obschon er an sich hatte verzichten wollen. Der Schriftführer Erich Kaufhold wurde nur für ein Jahr wiedergewählt. Er hatte wegen Arbeitsüberlastung gebeten, von einer Wiederwahl abzusehen. Der Versuch, einen 2. Schriftführer aus der Versammlung zu bestimmen, mißlang. Als Kassierer wurde Georg Boecker bestätigt.

Weiterhin wurden folgende Beisitzer bestellt: Dr. Fritz Alexander Delius, Karl Wittland, Wilhelm Wolff, Dr. Ernst Oskar John, Gerhard Hempelmann, Konrad Giebler.

Der Jahresbeitrag wurde wieder auf 6,— DM festgesetzt. Als letzter Punkt wurde der Beschluß gefaßt, 100 Liederhefte zum Preise von je 0,80 DM zu beschaffen.

Um 20.25 Uhr schloß der 1. Vorsitzende die Mitgliederversammlung. Es ist natürlich fehl am Platze, anzunehmen, daß die Ehemaligen nach Hause gegangen seien, als der Omnibus die letzten nach Herford gebracht hatte. Bei Föge konnte man noch eine stattliche Anzahl wiederfinden.

Weihnachtskonzert des Schulchores

Der Schulchor unter der Leitung von Studienrat Hans Willers veranstaltete am 6. 12. 1953 sein traditionelles Weihnachtskonzert gemeinsam mit dem Münsterorganisten Arno Schönstedt in diesem Jahre in der Münsterkirche. Die Leistungen des Chores wurden in der Presse durchweg außergewöhnlich lobend hervorgehoben. Der Chor hat sich zu einem der besten Knabenchöre des ostwestfälisch-lippischen Raumes entwickelt. Wir hoffen, ihn noch öfter in der Öffentlichkeit hören zu können.

Forum

Reflexionen über das Wort „Friederizianer“

Die Hoffnung, auf Herfried Mudrichs Zuschrift hin würde sich eine Fülle von Zuschriften auf den Redaktionstisch des „Friederizianer“ ergießen, erwies sich als ein voreiliger anthropologischer Optimismus des

Schriftleiters. Es kam nämlich nicht eine einzige. Mithin bleibt dem Schriftleiter nichts anderes übrig, als sich selbst zur Sache zu äußern.

Wir Deutschen haben es mit der Genauigkeit. Man sollte uns wegen dieser Veranlagung nicht verspotten; denn zweifellos hat sie viele beachtliche Leistungen gezeitigt. Eine Sache hat aber diese, ansonsten löbliche Veranlagung hervorgebracht, die den Menschen gelegentlich zu Zweifeln an Sinn und Wert deutscher Genauigkeit veranlaßt. Das ist die deutsche Rechtschreibung. Wenn sie nicht wäre, brauchten wir uns zum Beispiel um einen der beiden strittigen Laute des zur Debatte stehenden Wortes nicht zu streiten. Im Mittelhochdeutschen schrieb man nämlich „Friderich“, wobei das erste i kurz und das zweite lang zu sprechen ist. Es machte also keine Schwierigkeiten, den Namen aus Gründen der damaligen abendländischen Reichs-, Gelehrten-, und Kirchsprache zu latinisieren in „Fridericus“ (erstes i kurz, zweites lang). Nun wurde aber leider mit der Zeit in Friderich das erste i lang und das zweite kurz, und man hängt, in Analogie zu Wörtern wie „Liebe“, „Dieb“ usw., ein sogenanntes Dehnungs-e an das erste i. (In „Liebe“, „Dieb“ gehört dieses e jedoch zum Stamm, und ie wurde als Zwielaute gesprochen.)

Nun heißt also der Alte Fritz nicht Friderich, sondern Friedrich, und unter diesem Namen lebt er in der Geschichte und von diesem Namen leitet sich der Name unserer Schule her. Da unsere Schule etwas auf sich hielt, legte sie sich, um die Klassizität ihres Lehrstoffes zu dokumentieren, einen lateinischen Namen zu. Im 17. und 18. Jahrhundert (auch schon früher) tat man das gern, und nahm es außerdem sehr genau mit der Unterscheidung der Schreibweise von muttersprachlichen und Fremdwörtern. Man schrieb Fremdwörter in genauer fremdsprachlicher Orthographie, setzte sie sogar in Antiqua neben die in Fraktur gesetzten deutschen Wörter. Das sah dann für unseren Geschmack ziemlich ulkig aus, zumal man damals Fremdwörter in Massen gebrauchte.

Das Bestreben unserer Sprachformer ging aber dahin, die Fremdwörter möglichst auszumerzen oder, falls sie schon zu fest mit unserer Sprache verwachsen und deshalb unersetzlich geworden waren, sie in ihrer Schreibweise der deutschen Rechtschreibung anzupassen. In diesem Sinne verfährt der Duden mit der Schreibweise der Fremdwörter. Es heißt also zum Beispiel nicht mehr „Circus“, „Citat“, „Civil“, sondern „Zirkus“, „Zitat“, „Zivil“. Zur Zeit dieser orthographischen Regelung befließigte man sich in den Gymnasien noch nicht eines klassischen Lateins. Sonst müßten wir heute „Kirkus“, „Kivil“ usw. sprechen und schreiben. Unser Sprachempfinden sträubt sich dagegen, worin sich zeigt, daß unser Sprachempfinden, das Herfried Mudrich zitiert (z!), eine ziemlich relative Angelegenheit ist.

In summa: „Fridericianer“ geht nicht! Der Duden schreibt denn auch gut deutsch: „friderizianisch“; denn dies Wort ist inzwischen dem Sinne nach deutsch und hat nur noch seine sprachliche Form aus dem Lateinischen. Und nun meine ich, sollten wir Konsequenz zeigen — wie gesagt: ich meine nur! — und getrost das Wort ganz eindeutschen und das kleine Dehnungs-e mit hineinnehmen und eben „Friederizianer“ schreiben.

Die Sache selbst, die der Begriff bezeichnet, ist eine deutsche, und das „fridericianum“ ist ja doch beileibe kein Latein, sondern eine kümmerliche Wortkonstruktion. Ob das Wort „Friederizianer“ nun der Form nach ein besonders schönes deutsches Wort ist, darf mit Fug bezweifelt werden. Aber was verschlägt das? Dahinter steht etwas Lebendiges, und folglich hat das Wort seine echte Funktion und sein Recht.

Wessen Sprachgefühl nun noch beim Lesen revoltiert, dem empfehle ich, sich das Schriftbild des Wortes auf Seite 15 der letzten Nummer unseres Blättchens etwa fünf Minuten lang anzusehen, und schon wird er es ganz in der Ordnung finden. — Aber man kann, da ist kein Zweifel, auch anderer Meinung sein.

Konrad Giebeler

Humor und Unterhaltung

Pickert

Als Herforder kann man sich gar nicht vorstellen, daß es Menschen gibt, die keinen Pickert kennen. Wo gäbe es aber wohl außer dem näheren Umkreise unserer Vaterstadt eine Pickertplatte? Und ohne Pickertplatte kann man aus Kartoffelteig keinen Pickert backen.

Das war früher anders, als der Pickert noch aus Buchweizen bereitet wurde. Ein Teig aus Buchweizenmehl hat eine große Klebkraft, und es bedurfte keiner Pfanne, um daraus ein schmackhaftes Gebäck zu machen. Früher standen ja in den Stuben die großen, gußeisernen Oefen. Man warf einen Klumpen Teig gegen die heiße Eisenfläche, der dort festpickte. Picken heißt ja pecken, kleben. Wenn nun eine Seite angebräunt war, dann rutschte der Pickert ab, worauf die andere Seite angepeckt wurde.

Als nun der Buchweizen durch die fruchtbarere Kartoffel verdrängt wurde, mußte der Pickert auf einer waagerechten Fläche gebacken werden. Damit aber der anbackende Kartoffelteig sich besser löste, wurde diese Fläche oder Platte mit der Innenseite einer Speckschwarte abgerieben. Und weil sonst beim Backen kaum Fett verbraucht worden war, hatte man die moralische Berechtigung, den mageren Pickert recht dick mit frischer Butter zu belegen, die nun im Augenblick des Schmelzens der Speise einen überaus trefflichen Wohlgeschmack verleiht. Doch auch kalt schmeckt ein richtiger Pickert vorzüglich.

Aber immer muß man echten Bohnenkaffee dazu trinken. Die Kartoffel ist nun einmal ursprünglich eine tropische Frucht, und der Bohnenkaffee ist ihr in diesem Sinne verwandt. Reibplätzchen, Reibekuchen, Kartoffelpfannkuchen sind die vornehmen Geschwister unseres heimischen Pickerts, den wir lieben, weil wir von Jugend auf mit seinem herzhaft köstlichen Reiz vertraut sind.

Der Fremde aber gewöhnt sich nur schwer daran, und ein hiesiger Kommandeur, der von unserem Kommilitonen Franz Siepe mal zu einem üppigen Pickertessen eingeladen war, sagte hinterher: „Siepe, zu diesem Sch . . . zeug brauchen Sie mich nicht wieder einzuladen.“ Das wurde ihm aber nicht übelgenommen, da er ansonsten ein prima Kerl war.

C. H. Huchzermeyer

Die Prinzessin und der Regenwurm

Episode aus den Erinnerungen eines alten Friderizianers

„Es war einmal eine Prinzessin“, so könnte ich wie die Brüder Grimm beginnen. Aber ich erzähle kein Märchen, sondern eine wahre Begebenheit. Es mag so um das Jahr 1890 gewesen sein, als sie sich abspielte.

Es wurde das Oratorium „Paulus“ durch den Herforder Musikverein unter Leitung von Musikdirektor P ä t s im Schützenhofsaaale aufgeführt, wobei wir Jungen vom Gymnasialchor mitzuwirken hatten, um bei den Chorälen die Melodie zu verstärken. Für dieses Konzert hatte eine lip-pische Prinzessin ihren Besuch ansagen lassen. Der Schulchor saß vor dem Chor- und Orchesterpodium zu ebener Erde in zwei langen Reihen, in der Mitte durch ein großes Arrangement von Blattpflanzen getrennt. Als wir unsere Plätze eingenommen hatten, harrten wir mit Spannung der Ankunft der Prinzessin, für die nebst einer Hofdame Ehrenplätze in der vordersten Zuhörerreihe reserviert waren. Sie mußte uns also gerade gegenüber sitzen, nur durch einen einige Meter freien Raum getrennt. Wir hatten noch nie eine leibhaftige Prinzessin zu sehen bekommen und bildeten uns eine Erscheinung ein, die ungefähr den Beschreibungen in Märchen und Erzählungen entsprach: Von strahlender Schönheit und in prächtigen Kleidern! Wie waren wir aber enttäuscht, als dann eine sehr alte Dame erschien, nicht anders anzuschauen als andere alte Damen auch, wie man sie fast täglich in den Straßen zu sehen bekam, auch ebenso angezogen und mit verschrumpeltem Gesicht. Als sie sich niedergelassen hatte, bemerkten wir auch, daß sie fortwährend mit dem Kopf wackelte. Das Konzert begann. Es dauerte aber nicht lange, da kroch — o Schreck — aus dem Grün der Schmuckpflanzen ein riesiger, dicker Regenwurm hervor, dem wohl die ungewohnte Musik nicht behagte — versteht sich, wenn Regenwürmer überhaupt hören können! — und nahm seinen Weg langsam, aber sicher schnurstracks auf Ihre Durchlaucht zu. Unsere Spannung wuchs bei dem Gedanken, was nun wohl geschehen würde. Aber die Prinzessin focht das nicht weiter an. Sie gab im letzten Augenblick ihrer Hofdame einen Wink, die dann das Untier mit einem kühnen Schlag ihres Regenschirmes zur Seite schleuderte, wo es in mehr bürgerlicher Umgebung sein Unwesen weiter treiben mochte. Wir entnahmen aus dem Vorfall die Lehre, daß es manchmal sogar lum-pige Regenwürmer an der schuldigen Ehrfurcht vor Fürstlichkeiten fehlen lassen!

Fr.

Mein erster Kommers

Als ich in der Untersekunda saß, sollte zu Michaelis ein Kommers steigen. Auf dem Stedefreund. Mit einer Aufführung, einer musikalischen Gerichtsszene, bei der leider auch ein Tintenfaß benötigt wurde. Auch eine Bierzeitung entstand, und endlich nahte der besagte Sonnabend heran, an dem um 4 Uhr nachmittags unser Fest beginnen sollte.

Etwas schüchtern bat ich mittags meinen Vater um eine Mark für Bier. „Da kommst du mit einer Mark nicht aus“, sagte er und gab mir zwei. Das bedeutete 18 Glas Bier einschl. Trinkgeld. Froh wanderte ich zum Stedefreund, und dann begann der Kommers.

Bald empfand auch ich mit Stolz, daß wir zur Herrlichkeit geboren seien und gab diesem erhebenden Gefühl mit Begleitung der Bierorgel lauten Ausdruck. Würdig verlief der offizielle Teil, und auch die Auf-führung klappte.

Später wurde die Fidelitas von einer Pause unterbrochen, in der ich abseits von der Kneiptafel mit dem Kommilitonen Meyer I einen Streit bekam. Ihm hatte man in der Kindheit die Mandeln herausgenommen, wodurch er eine etwas feuchte Aussprache bekommen hatte, die ihm den Namen Spuckmeyer einbrachte. Im übrigen war er ein guter Kamerad und absolut zuverlässig beim Vorsagen. Mit ihm hatte ich also plötzlich eine Fehde, und statt diese nun kommentmäßig in Form eines Bier-jungen auszutragen, warf er mir die völlig unnötigerweise gefüllte Tinten-flasche auf die Vorderseite meines neuen grünen Lodenanzuges. Das war mir doch sehr peinlich. Ich ergriff daher meinerseits die Flasche und schüttete den Rest des Inhaltes meinem Gegner ins Gesicht, wodurch ich ihm, im Augenblick allerdings gänzlich unbeabsichtigt, zu mehreren schulfreien Tagen verhalf, da er grausig aussah und eine gute Tinte ja durchaus nicht leicht zu entfernen ist.

Nach dieser erregenden Szene hatte ich das Bedürfnis nach frischer Luft, ging auf die Landstraße, geriet in den Graben und schlief ein. Ich erwachte, als einige verantwortungsbewußte Kommilitonen mit einer Laterne das Gelände nach Vermißten absuchten. Ein gütiges Geschick führte gerade einen Wagen der Radewiger Mühle des Weges. In ihn schichtete man die Bierleichen. Ich selbst kam leider in eine der unteren Schichten, was um so peinlicher war, als ein höher gelagerter Mitschüler von seinem Ueberfluß reichlich abgab, so daß mein Anzug nun auch noch mit köstlichem Brockat verziert wurde (Brockat von „Brocken“).

So landeten wir auf der Radewig, wurden ausgebootet und traten den Fußmarsch an. Mich selbst geleitete der noch heute unter uns weilende Schürmann. Ich erinnere mich, wie er am Weinklub sagte: „Nimm dich zusammen. Hier kann jeden Augenblick ein Pauker herauskommen!“ Im Elternhause fand ich für meinen Zustand Verständnis, und der grüne Anzug wurde blau gefärbt.

C. H. H.

Auf Urlaub im ersten Weltkrieg

Abends im Weinklub. Am runden Tisch. Mir gegenüber zwei unserer ehemaligen Lehrer. Vor mir eine Flasche weißer Sauternes, der im Klub selten getrunken wurde.

Die Herren Professoren sprachen leise unter sich. Dann wandte sich der eine zu mir: „Asko, Herr Leutnant, asko verzeihen Sie, asko was trrinken Sie da?“ „Ich trinke eine Flasche Alten Korn, Herr Professor!“ Schweigen. Dann sprachen die Herren wieder unter sich. Dann der Sprecher zu mir: „Asko, Herr Leutnant, asko verzeihen Sie, asko wieviel trrinken Sie davon?“ „Davon trinke ich eine ganze Flasche, Herr Professor!“

„Asko, Herr Leutnant, asko ich möchte wohl sagen: Asko das ist etwas rreichlich!“ Ich antwortete ganz bescheiden, daß draußen immer soviel und laut geschossen würde, so daß ich ohne dieses Quantum nicht einschlafen könne und nun mal daran gewöhnt sei.

Als ich aber, einem dringenden Bedürfnis folgend, einmal den Tisch verließ, da hatte man das Etikett gelesen, und nun trafen mich Blicke, die mich sehr deutlich an manche Situation im Klassenzimmer erinnerten.

C. H. H.

Mitgliederverzeichnis

Neuzugänge:

Anschriftenänderungen:

Verstorben:

Nachrichten:

Ein Sohn wurde geboren:

Eine Tochter:

Es schlossen die Ehe:

Verlobte:

Senatspräsident Adalbert Wolff wurde zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichtes ernannt.

Dr. jur. [redacted] bestand folgende Examina:

- 1. 10. 1953 an der Universität Lausanne „Certificat de langue française“ (Degré supérieur)
- 30. 11. 1953 an der Universität Madrid „Examen über die Beherrschung der spanischen Sprache“ (sobresaliente = hervorragend)

Nachrufe

Gerhard Wiele

gest. 29. August 1953 bei Castets (Südfrankreich)

Nach den Osterferien des Jahres 1911 kam Gerhard Wiele nach der Uebersiedlung seiner Familie von Bielefeld nach Herford in die Untersekunda des Friedrichs-Gymnasiums. Sein Vater war Direktor der damaligen Diskonto-Bank geworden. Gerhard, ein schlanker blondgelockter Junge, schloß sich schnell seinen Klassengenossen an. Seine unbedingte Ehrlichkeit und seine früh vollendete Ausgeglichenheit erleichterten ihm den Schulwechsel außerordentlich. Er war ein fleißiger, aufgeschlossener, musikalischer Freund. Sonst Violinspieler, stellte er sich zusammen mit Karl Heinrich Schönfeld für das Schülerorchester auf die Bratsche um. Dieses Orchester unter Leitung von Max Schäffer wurde der eigentliche Freundeskreis von Gerhard. Es waren sorgenfreie, durch Tanzstunden verschönte Jahre bis zum Ausbruch des Krieges 1914. Da zog bald ein großer Teil der Klassengenossen kriegsfreiwillig ins Feld. Gerhard machte wegen seiner Jugend 1915 erst noch das Abitur, um dann als Fahnenjunker beim Fußartillerie-Regiment in Metz einzutreten. Seine Begabung und Zuverlässigkeit ließen ihn bald zum Offizier und Adjutanten werden. Briefe zu uns alten Freunden an anderen Kriegsschauplätzen machten seine Tätigkeit höchst anschaulich. Nach dem Kriege nahm er seinen Abschied vom Heer und studierte in Münster, Jena, München und Hamburg Medizin. 1923 Staatsexamen. Kurze Zeit war er dann am Herforder Kreis- und Stadtkrankenhaus tätig, um dann 8 Jahre am Eppendorfer Krankenhaus in Hamburg zu arbeiten. Er wurde Facharzt für innere Medizin. 1932 wurde er Leiter der inneren Abteilung der Kruppschen Anstalten in Essen. Sein taktvolles Auftreten und seine sorgfältige Arbeitsweise ließen ihn auch dort bald zum Hausarzt der Familie Krupp v. Bohlen und Halbach werden. 1938 wurde er Chefarzt der gesamten Kruppschen Krankenanstalten. Nach dem 2. Weltkriege bewährte sich sein Organisationstalent besonders. Er setzte sich mit aller Tatkraft weitblickend für den Wiederaufbau der Krankenanstalten ein, richtete immer wieder Aufrufe an die Alliierten wegen des Hungerzustandes der Bevölkerung und wurde Vorsitzender der Ärzte-Vereinigung Essen. Auf der Höhe seines Lebens wurde er seiner Familie, seinen Kranken, seinen Freunden und Kollegen durch einen unvorhergesehenen Tod entrissen. Auf der Straße bei Castets in Südfrankreich wurde sein Wagen, als er eine Erholungsreise durch Spanien beendet hatte, durch einen schweren französischen Wagen gerammt, dessen Fahrer betrunken war. Da starb Gerhard Wiele, mit ihm Frau und zweiter Sohn. Seine Frau war Gisela-Maria Lüders aus Hamburg. Drei Söhne waren dieser vorbildlichen Ehe entsprossen. Nun ist diese angesehene Familie tiefst erschüttert, und wir gedenken besonders voll Trauer an den Vater, an unseren alten Freund.

Gerhard Budde

Hermann Kissler

geb. am 7. 11. 1882 in Löhne

gest. 4. 12. 1953 in Goslar

Der Verstorbene studierte nach Ablegung der Reifeprüfung am Friedrichs-Gymnasium an in- und ausländischen Universitäten Rechts- und Staatswissenschaften. Nach Ablegung der großen juristischen Staatsprüfung war er sechs Jahre lang als Justitiar, Hilfsrichter und Staatsanwalt tätig. Im Januar 1916 trat er in das preußische Finanzministerium, alsbald wurde er in die Generaldirektion der preußischen Staatsbank (Seehandlung) berufen, wo er zuletzt als Vertreter des Präsidenten wirkte. Im Oktober 1923 wurde er führendes Vorstandsmitglied der neuerrichteten Deutschen Rentenbank. In dieser höchst verantwortungsvollen Stellung hat er zum Gelingen der Reichsmarkfestigung entscheidend beigetragen. Nach Erfüllung der Aufgaben der Deutschen Rentenbank war er weitgehend an den Vorbereitungen der Deutschen Rentenbank-Kreditanstalt (Landwirtschaftliche Zentralbank) beteiligt. Dort hat er die Leitung bis zum jetzigen Zeitpunkt innegehabt und vor allen Dingen in Krisenzeiten der Landwirtschaft mit starken Darlehen geholfen.

Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 verlegte Geheimrat Kissler beide Banken nach Goslar, wodurch die Grundlage beider Institute erhalten werden konnte. Nach der Währungsreform gelang es Geheimrat Kissler, die deutschen Stellen zu überzeugen, daß wieder ein starkes Kreditinstitut notwendig sei. Bei der Gründung der Landwirtschaftlichen Rentenbank im Mai 1949 wurde Geheimrat Kissler als Nestor des deutschen Agrarkredites mit der Leitung dieser Bank beauftragt. Er war Vorsitzender des Vorstandes in der Landwirtschaftlichen Rentenbank bis zu seinem Tode, ferner Mitarbeiter im Ausschuß des Internationalen Landwirtschaftsinstituts in Rom sowie Teilnehmer am Plan der Errichtung einer internationalen Agrarkreditbank. In der „Confederation Internationale du Credit Agricole“ war er Vizepräsident. Geheimrat Kissler vertrat die Deutsche Rentenbank-Kreditanstalt und die Landwirtschaftliche Rentenbank in den Aufsichtsräten einer Reihe bedeutender wirtschaftlicher Unternehmen. Außerdem war er Mitglied des Verwaltungsrates der Kreditanstalt für Wiederaufbau und des Verwaltungsrates der Deutschen Genossenschaftskassen, ferner Senator der Max-Planck-Gesellschaft und ebenfalls Mitglied bzw. Vorsitzender im Kuratorium maßgeblicher Forschungs- und anderer Institute.

In Anerkennung seiner zahlreichen Verdienste wurde Geheimrat Kissler vom Bundespräsidenten das Große Verdienstkreuz mit Stern zum 70. Geburtstag verliehen. Nun findet er nach einem arbeitsreichen Leben die wohlverdiente Ruhe, seinem Wunsch entsprechend, in der von ihm so sehr geliebten Heimerde auf dem privaten Friedhof der Familie Kissler in Haus Einsiedel bei Löhne.

Hermann Angenete

gest. 18. 12. 1953

Hermann Angenete studierte nach der Reifeprüfung in Rom, Tübingen und Göttingen Medizin und arbeitete anschließend wissenschaftlich in Bonn, Braunschweig, Berlin und Posen. In Berlin war Dr. Angenete zeitweise Dezernent im Kultusministerium, bestand das Amtsarztexamen und wurde dann Kreisarzt in Lübbecke. Ab 1916 war er gleichzeitig amtierender Kreisarzt für Herford-Stadt und -Land. und übernahm 1919 das Amt des Kreisarztes für den Landkreis Herford. Zum Obermedizinalrat ernannt, war er maßgeblich an der Einrichtung der staatlichen Gesundheitsämter beteiligt. Er war jahrzehntelang Sachverständiger der Landesversicherungsanstalt, ferner Gerichtsarzt im Landgerichtsbezirk Bielefeld. Im 1. Weltkriege bekämpfte er mit Erfolg eine beginnende Pockenepidemie und die schwere Grippeepidemie von 1918. Auch im 2. Weltkriege stand Dr. Angenete noch tatkräftig im Dienste der Volksgesundheit, bis er 1945 aus seinem Amte schied.

Hermann Angenete hing sehr an seiner Heimat. Er hat denn auch mehrere Berufungen nach auswärts abgelehnt. Die Vereinigung betrauert den Heimgang dieses heimattreuen, aufrechten und pflichtbewußten Mannes und wird sein Andenken in Ehren halten.

Anschriften des Vorstandes:

1. Vors.: Hermann Lümekemann, Herford, Unter den Linden 34, Ruf 30 18
Schriftführer: Erich Kaufhold, Herford, Oetinghauser Weg 39, Ruf 28 44
Kassierer: Georg Boecker, Herford, Alter Markt 5, Ruf 31 84

Konten der Vereinigung:

Stadtparkasse Herford
Postscheckamt Hannover
Jahresbeitrag DM 6,—
Mitglieder ohne eigenes Einkommen sind beitragsfrei.

Druck: Busse Herford